Blätter für den häuslichen Kreis

Objekttyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis**

Band (Jahr): **33 (1911)**

Heft 53

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

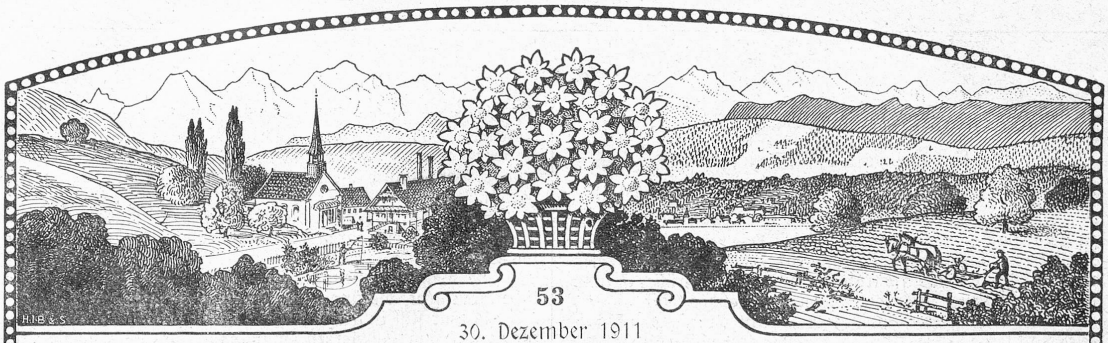
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Jahrg. 1912.



53

30. Dezember 1911

Blätter für den häuslichen Kreis

Jahreswende.

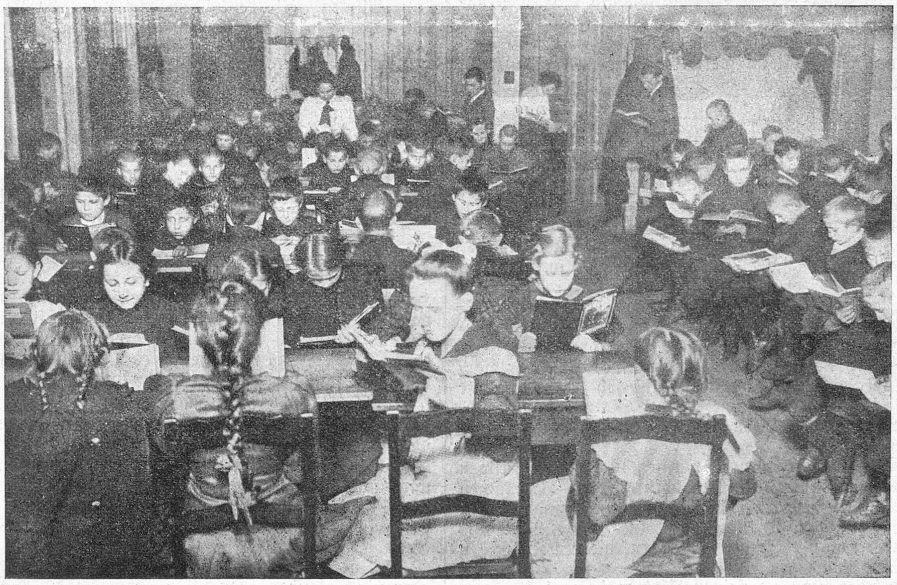
Und wieder tönen voll und rein
Die Glocken in die Nacht hinein,
Und künden laut ein Abschiedsfest
Das alte Jahr uns leis verläßt.

Denn seine Gaben sind verteilt,
Und vor dem Tor ein andres weilt,
Das birgt geheimnisvoll im Schoß
Des Lebens wechselvolles Leid.

Das alte Jahr sich leis entfernt,
Wir haben kennen es gelernt,
Es gab uns Freuden, Leiden viel
Doch unser Hoffen kennt kein Ziel.

Versunken ist das alte Jahr.
Und droben blinkt der Sterne Schar
Des neuen Jahrs in milder Ruh
Und hoffend, jubeln wir ihm zu.

Josef Wiß-Stäheli, Zürich.



Eine neue Kinder-Lesehalle in Berlin.

Der rührige Volksbund in Berlin hat eine neue Kinder-Lesehalle eröffnet die bedeutend größer im Raum und reichhaltiger in der Bücherausstattung ist, als wie die bisherigen Lesehallen, die lange nicht mehr dem Ansturm der sie besuchenden Kinder genügten. Da finden die Kleinen an Büchern alles, was ihnen lieb und wert erscheint: für die ganz Kleinen Bilderbücher, für die etwas größern Märchen und dann steigend Heldengeschichten, Saggen und Reiseschilderungen für die größern Kinder Der rege Besuch und der Eifer der Kinder zeigen, wie notwendig derartige Einrichtungen sind. Diese Neuerung wäre auch für großstädtische Verhältnisse in der Schweiz, wie z. B. in Zürich, Basel ꝛc. angezeigt.

SCHWEIZ. LANDESBIBLIOTHEK 1913 G. 4841 BERN

Die Wunderdoktorin.

Roman von Lisa Wenger.

3 (Nachdruck verboten).

An die alte Hälfte des Hauses lehnte sich ein Gärtlein, zu dem man auf einer steinernen Treppe hinaufstieg. Eine Mauer trennte es von der Landstraße. Ganze Wolken rosenroter Nägelein hingen daran herunter, und darüber standen schneeweiße Lilien und leuchtender, prahlender Mohn.

Ein betäubender Wohlgeruch entströmte dem kleinen Fleckchen Erde. Die Blumen wuchsen ungepflegt in wildem Durcheinander, sich eng umschlingend, mit hundert zarten Armen sich haltend, im Abendwind sich liebkosend, vom Sommer flüsternd, von der Sonne und den Schmetterlingen, und der kühlen, geheimnisvollen Nacht. — Kaum je betrat ein Menschenfuß die kleine, abgeschiedene Wildnis hinter der Mauer. Manchmal riß sich Tefil eine von den Nelken ab, die herunterhingen, und hie und da stieg eine Städterin hinauf und brach sich einen Arm voll. Sonst genossen nur die Bienen fremder Höfe die Süßigkeit der Blumenkelche.

Die Hälfte des großen Gebäudes war von der Doktorin niedergerissen worden. — Sie brauchte keine so mächtige Scheuer. — Dafür stand eine neue Hälfte da, weiß verputzt, mit strahlend rotem Dach, aufdringlich und häßlich. Eine Treppe führte von außen in die Wirtsstube, neben der ein kleineres Stüblein lag. Die ganze hintere Hälfte des Anbaues nahm die Küche ein und ein Zimmer, in dem die Familie und das Gesinde aßen.

Das Dach, das den alten Teil des weitläufigen Bauernhauses bedeckte wie ein ausgebreiteter Mantel, war oben, gegen den First zu, mit dunklem Moos bewachsen, aus dem hellgrüne, kleine Fäserchen mit feinen, roten Stielen neugierig dem Licht zustrebten. Die ganze untere Hälfte aber sah aus wie eine frische, saftige Wiese, von weitem wenigstens. In der Nähe sah man wohl, daß es Hauswurz war, der da so üppig gedieh und von der Salben-Doktorin liebevoll gemästet wurde. Sie gebrauchte ihn mit andern Kräutern, um den „Erlöser" zu brauen.

Es stand immerfort eine Leiter am Dach aufgestellt, und täglich einmal, wenn die wundertätige Salbe gekocht werden sollte, stieg jemand hinauf und pflückte von den dicken, saftigen, heilenden Blättern.

Der Neubau mit den neumodischen Ziegeln verdarb die Schönheit des vornehmen Bauernhauses. Es sah aus, als hätte man an ein altes Volkslied neue Verse angehängt. — Aber Marie Zuberbühler war stolz auf das Gebäude. Es bedeutete für sie einen der unzähligen Zuflüsse, die den Strom ihres Reichtums mehrten. Sie war auch stolz auf das erst vor einem Jahr erbaute Haus auf der andern Seite der Straße, das ebenso frisch und ebenso rothaarig aussah, wie der Anbau.

Fritz Steiger ging noch immer, die Hände auf dem Rükken, unentschlossen auf und ab. Er htate ein schlechtes Gewissen Doktor Andermatt gegenüber. Aber wenn die Frau unter seiner Behandlung nicht gesund wurde? Sollte er warten, bis sie tot war? Er blieb stehen und sah zu der Glastür hinüber, die ihm Tefil bezeichnet hatte. Sie wurde fortwährend geöffnet und geschlossen von Leuten, welche ein und aus gingen

Bauernwagen fuhren vor, wurden von dem Buckligen in Empfang genommen und kurz abgefertigt. — Es kamen Besucher in städtischen Kleidern, und Männer und Frauen in bäuerischer Tracht. Es kamen Alte und Junge, Leute aus der Nähe und aus der Ferne, auch solche, die am jenseitigen Ufer des Sees wohnten.

Steiger, der fürchtete, keinen Platz mehr zu bekommen, entschloß sich endgültig, öffnete die breite Glastüre und trat in das Wartzimmer ein.

Es war groß. Die Seite, die gegen den Gemüsegarten ging, bestand aus Fenstern, die alle geöffnet waren.

Stuhl an Stuhl saßen die Leute den Wänden entlang. Neben der Türe standen Männer, die keinen Platz mehr gefunden, und auf dem Fußboden spielten ein paar Kinder und besahen Bücher, auf deren Bilder sie mit ihren schmutzigen Fingerchen zeigten.

Auf einem kleinen Tisch in der Nähe des Fensters lagen hoch aufgetürmt Schriften und Bücher aller Art. Fliegende Blätter, vom vielen Gebrauch übel riechend und zerrissen, Kalender, Tageszeitungen und ein Stoß Heftlein mit dem klappernden Tod darauf und den „Zeugnissen" der Gesundgewordenen. Auch Reklamen und Prospekte lagen überall herum. — — —

Steiger stellte sich an die Wand und sah sich um. Jämmerliche Gestalten waren da, voll Beulen und frisch verheilten Wunden.

Die meisten hatten blasse, fahle Gesichter und die gelbliche Hautfarbe, die ungesundes Blut verrät.

Es war still in dem Raum. Hie und da seufzte jemand, manchmal aus Schmerzen, manchmal aus Langeweile und Ungeduld.

Es sprach niemand laut. Redete jemand, so geschah es in dem flüsternden, klanglosen Ton, mit dem man in Kirchen und öffentlichen Gebäuden spricht, und der an das Rascheln des Windes im dürren Laub gemahnt.

Die meisten schwiegen stundenlang. Hie und da erzählte eine Frau oder ein Mann ihre Krankheitsgeschichte.

Die Türe, die zu Marie Zuberbühlers Stube führte, öffnete sich, und der Assistenzarzt, Dr. Wezinger, erschien auf der Schwelle, um eine junge Frau mit einem spindeldürren Säugling hinein zu rufen.

Er war ein hübscher Mensch mit feinen, vornehmen Zügen. Doch sah er kränklich aus, hatte eine fahle Gesichtsfarbe und müde Bewegungen und blickte überlegen und hochmütig über die Köpfe der Anwesenden weg.

Als sich die Türe hinter ihm und der Frau geschlossen, nahm einer der Männer, die bisher gestanden, den leeren Platz ein.

Ein Kind fing an zu weinen und die Mutter holte einen Zuckerstengel aus der Tasche und gab ihn dem Kleinen. — Während es ihn in den Mund steckte, war er schon von Fliegen bedeckt.

Eine junge, hübsche Frau, die an der Längswand dem Kind gegenüber saß, schüttelte der Anblick. — Sie sah mit müden Augen nach der Türe, denn sie war bald an der Reihe und sehnte sich danach, bald vorgelassen zu werden.

„Allweg. Sie braucht mehr Leute, seit sie das Spital hat. Das zieht besser als das Bezirksspital. Das können sie bald zumachen, heißt's im Land herum."

Der Sprechende hatte einen starken, quellenden Kropf und sprach gurgelnd und mühsam Atem holend. Alle nickten mit den Köpfen.

„Ist es wahr, daß der „Erlöser" alles heilt, auch ganz veraltete Schäden?" fragte der Mann der hübschen Frau.

Fritz Steiger horchte auf. Aha, nun bekam er Antwort auf die Fragen, die ihn beschäftigten. Die Leute, die dasaßen, wußten es aus langer Erfahrung, ob die Sache mit dem Wunderbalsam auf Wahrheit beruhe, oder nur Geschwätz sei. Er hatte einen der leergewordenen Stühle eingenommen und saß nun, die Ellenbogen auf den Knien und das Kinn auf die Hand gestützt, ausruhend da. Seine blauen Augen gingen von einem zum andern und blieben an dem städtisch gekleideten Paar hängen. Daß die da waren, schien ihm ein Beweis dafür, daß die Doktorin weit herum berühmt war. Warum wären sie sonst nach Blumental gekommen? Die hatten doch Doktoren genug in der Stadt.

„Wir haben es einmal mit der Zuberbühler versuchen wollen", fuhr der Stadtherr ein wenig gnädig fort. „Weil doch alle Leute von ihr reden. Aber so recht glauben können wir nicht daran."

Ein wirres Durcheinander von Stimmen erhob sich. — Einer schrie lauter als der andere, und alle redeten durcheinander.

„Was, nicht daran glauben? Da gibt's kein glauben oder nicht glauben, das ist so, fragt die Anna Hauser dort. Der hat sie ihr ältestes Büblein vom Ohrenfluß geheilt. Vier Jahre hat er es gehabt, und von einem Doktor zum andern sind sie gelaufen und keiner hat ihm helfen können. Geld hat's gekostet, daß die Anna und ihr Mann nur für die Doktoren verdienen mußten, und für die Medizinen sich abschinden."

Die Frau, von der die Rede war, wollte etwas sagen und öffnete und schloß den Mund, wie ein Fisch, der nach Luft schnappt. Aber sie kam nicht dazu, laut zu werden.

Die Türe ging auf und zwei neue Patienten kamen herein. Sie sahen sich schüchtern und erschrocken ob den vielen

Leuten um und setzten sich auf zwei leere Stühle, doch nur auf die äußersten Ecken.

Eine Weile schwiegen alle; dann nahm ein weißhaariger Bauersmann, der trotz der Hitze seine Pelzmütze auch im Sommer auf seinen dünnen Strähnen trug, den Faden wieder auf. „Ich kann mich ganz gut erinnern, wie sie angefangen hat, als sie das Lädelein von ihrer Mutter selig übernahm, damals, als die alte Fäßlern starb und die Marie noch Schulmeistersfrau war. Sie hat schon immer in den Büchern gelesen und hat angefangen, neben ihrer Wolle und ihren Zuckerstengeln und ihrem Tabak und Kaffee auch Tee und Kräuter zu Bädern und einen Wunderbalsam und Abführpillen in ihrem Laden zu verkaufen.

Von weit her sind sie zu ihr gekommen und haben Latwergen geholt und Tee, und — Gott straf mich, wenn's nicht wahr ist — mancher Doktor ist bei der Zuberbühlerin gewesen und hat Sachen bei ihr geholt und sie dann für teures Geld seinen Kranken verkauft. Ja, Gott straf mich, wenn's nicht wahr ist."

Der Mann der hübschen Frau machte ein ungläubiges Gesicht, aber alle schrien auf ihn ein.

„Allweg ist es wahr", rief es von allen Seiten. „Allweg ist es wahr. Natürlich, sie sagen es nicht, die Doktoren, aber mancher läßt den „Erlöser" holen und macht damit seine Kranken gesund. Und landauf und landab könnt Ihr ziehen und suchen, ob Ihr etwas findet wie der Doktorin ihre Salbe. Für alles ist sie gut, für alles."

Doktor Wezinger riß die Türe auf und rief die hübsche junge Frau und ihren Mann. Mit einem Seufzer der Erleichterung stand sie auf, schüttelte ihr Kleid und ging mit ängstlichem Gesicht hinaus zu der Wunderdoktorin, die sie sich als eine aufgeputzte, die Zukunft weissagende Zigeunerin vorstellte.

Das alte Weiblein, das von dem Lärm des Durcheinanderredens aufgewacht war und die letzten Sätze gehört hatte, zeigte mit seinem krummen, dürren Zeigefinger auf seine eingefallene Brust und sagte mit meckernder Stimme:

„An mir hat man es erleben können, was die Zuberbühler vermag. — Zwei Jahre habe ich krank gelegen und nicht aus dem Bett gekonnt, und konnte keinen Fuß regen. Und im Bezirksspital bin ich ein paar Monate gewesen, und der Doktor Andermatt hat keine Mühe gescheut für mich armes, altes Weib, aber helfen hat er mir halt nicht können. Da habe ich mit dem „Erlöser" angefangen und in ein paar Wochen bin ich herumgelaufen. Ja, das bin ich. Du lieber Gott." Sie weinte vor Freude und Rührung und auch, weil sie gerne einen Schnaps nahm.

„Ich möchte nur wissen, wo die Zuberbühler ihr Rezept her hat", sagte jetzt eine Bäuerin, die als eine der letzten gekommen war. — Sie hatte sehr bekannt getan im Wartzimmer und sogleich alle Fenster geschlossen, so daß eine fast unerträgliche Hitze in der Stube herrschte und die Ausdünstung der kranken Leute die Luft verpestete.

Ein junges Mädchen, das blaß und elend aussehend, den Kopf an die Wand lehnte, sagte:

„Ich habe dort gedient. Sie nimmt Rosenblätter und Olivenöl dazu, und von dem Hauswurz, der auf dem Dache wächst." — — —

„Larifari!" rief die Bäuerin verächtlich. „Damit macht man keine Kranken gesund. Kein Mensch weiß, wo sie das Rezept her hat, vielleicht vom Leibhaftigen selber. Geld wie Heu macht sie damit."

Das junge Mädchen sagte nichts mehr. — Es war ihm schlecht geworden und es stöhnte. — Steiger fragte, ob ihm elend sei. Es nickte. Da klopfte er energisch an die Türe der Nebenstube und Wezinger erschien und fragte, was los sei.

„Dem Mädchen ist schlecht. — Es läuft ihr ja der kalte Schweiß herunter", sagte Steiger. Wezinger nahm es beim Arm und führte es hinaus.

Die Zeit wurde den Wartenden lang. Ein paar hatten ihr Essen mitgebracht und ließen es sich schmecken. Das Papier und die Wurstschalen bargen sie sorgfältig unter ihren Stühlen. Einige schliefen. Zwei von den Kindern weinten und waren nur durch fortgesetzte Gaben von Biskuit und Zuckerstengeln zu beruhigen. Andere waren ungeduldig und begehrten hinaus, oder waren unsäuberlich und mußten von ihren Müttern hinweggetragen werden.

Die Zeiger der Schwarzwälderuhr wollten nicht vorrücken. Es war, als klebten sie am Zifferblatt oder als seien sie sterbensmüde und es fehle ihnen die Energie zum Gehen.

Neue Patienten kamen keine mehr. Die Reihen lichteten sich langsam. Sehnsüchtig sahen alle nach der Türe, aus der der erlösende Ruf von Zeit zu Zeit erscholl: „Wer ist an der Reihe?"

Fritz Steiger wartete in stoischer Ruhe. Er war nun nicht mehr im Zweifel, daß er recht getan, die Zuberbühler aufzusuchen. Das sagten ja alle, daß sie mehr konnte als alle Doktoren zusammengenommen.

Als Wezinger die nächste Patientin hinüber rief, sagte er kurz zu Steiger: „Das Mädchen hat seine fünf Sinne wieder beisammen. — Sie hat die Auszehrung." Dann ließ er seine müden Augen durch das Wartzimmer schweifen und zählte gleichgültig: „Noch acht. Es nimmt kein Ende. Wer ist an der Reihe?"

„Ich", rief eine kleine, dünne Frau, die ein krummbeiniges Büblein trug. Sie nahm ihren Korb, in dem sie Proviant mitgebracht, vom Boden auf und folgte dem Arzt, der noch im Hinausgehen rief:

„Macht doch die Fenster auf. Bei der Hitze erfriert niemand." Aber die Bäuerin, die zuletzt gekommen, wehrte sich heftig und behauptete, daß sie das Reißen bekomme, sobald ein Fenster offen sei.

Nach zehn Minuten kam Wezinger wieder und rief zwei alte Weiblein, dann einen Mann, der seit einer Stunde von Schmerzen unaufhörlich gestöhnt hatte, dann noch einen und noch einen.

Es war spät am Nachmittag, als Fritz Steiger, den Hut in der Hand, bei der Doktorin eintrat.

Die große Stube, in der sie ihn empfing, war ein sonderbar ausgestatteter Raum. Auf einer Kommode, die eine gehäkelte Decke schmückte, standen Bilder in goldenen und schwarzen Rahmen und dazwischen lagen, gleichsam als Ornamente und schön symmetrisch geordnet, Zangen und Messer aller Art. — — —

In einer Ecke war ein vollständiges Gerippe mit einem eisernen Arm an die Wand befestigt, so daß es aufrecht stand. Es trug einen Topf in der Knochenhand, der mit dem bunten Bild des über den Topf mit der Wundersalbe stolpernden Todes beklebt war. Es sah mit seinen großen, leeren Augenhöhlen fragend auf jeden Eintretenden.

Zu seinen Füßen lag der häßlichste Hund, den die Natur je hervorgebracht. Er glich einem Rattenfänger, was das graue struppige Fell und das Schwänzlein betraf. Seine Vorderbeine standen aber so weit auseinander, als verdanke er sein Dasein einer englischen Bulldogge, und dabei war er langgestreckten Leibes. Auch war er auf der vorderen Hälfte seines fabelhaften Körpers weiß gefleckt.

Wen das Tier aber ansah mit seinen unendlich treuen, wachsamen, dunkeln Augen, der vergaß augenblicklich seine Häßlichkeit. — Dieser Hund war, außer dem Bruder Tefil, Marie Zuberbühlers anhänglichster Freund.

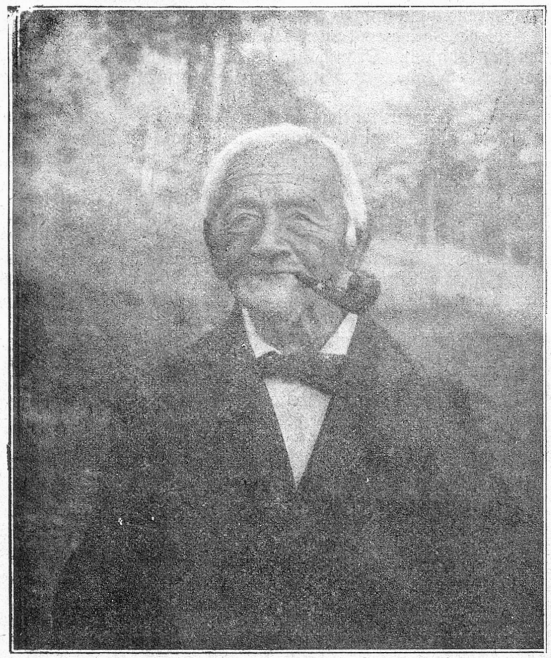
Wenn ein neuer Patient hereingeführt wurde, erhob er sich, ging ihm gemessen ein paar Schritte entgegen, schnupperte an ihm, bewegte befriedigt ein wenig das kurze Schwänzlein, legte sich wieder zu Füßen des Knochenmannes nieder und schloß die Augen.

Marie Zuberbühler saß an einem viereckigen Tisch, der mit Papieren und Büchern bedeckt war und auf dem etwa ein Dutzend größerer und kleinerer Töpfe standen. An einem zweiten Tisch am Fenster ließ sich der Assistent, der zugleich Sekretär war, nieder. Auf einem dritten standen Schüsseln und lagen Tücher und Instrumente bunt durcheinander.

„Setzt Euch", sagte die Doktorin kurz zu Fritz Steiger und deutete auf einen Stuhl ihr gegenüber.

Sie war eine Frau in den Fünfzigern. Doch dachte man beim Betrachten ihres Gesichtes nicht an ihr Alter. — Eine seltene Energie belebte ihre Züge. Nichts in dem ganzen Gesicht war glatt oder flach, weder die vollen Wangen, noch die Stirne, noch das Kinn und der Hals. Es sah aus, als hätte die Natur sich nicht genug tun können, und darum alles übertrieben. Die vollen Lippen, die breiten, guten Zähne und die tiefliegenden, schwarzen Augen erhöhten diesen Eindruck. Ueber den Augen streckten sich gerade Brauen, die sich an ihren äußern Enden senkten. — Sie sah sehr klug aus, willenskräftig und gesund.

(Fortsetzung folgt.)



Sonderbundsveteran Meier in Buchs (Kanton Zürich).
(Text siehe „Zu unsern Bildern"!)

Bischof Bovet von Freiburg.
(Text siehe „Zu unsern Bildern"!)

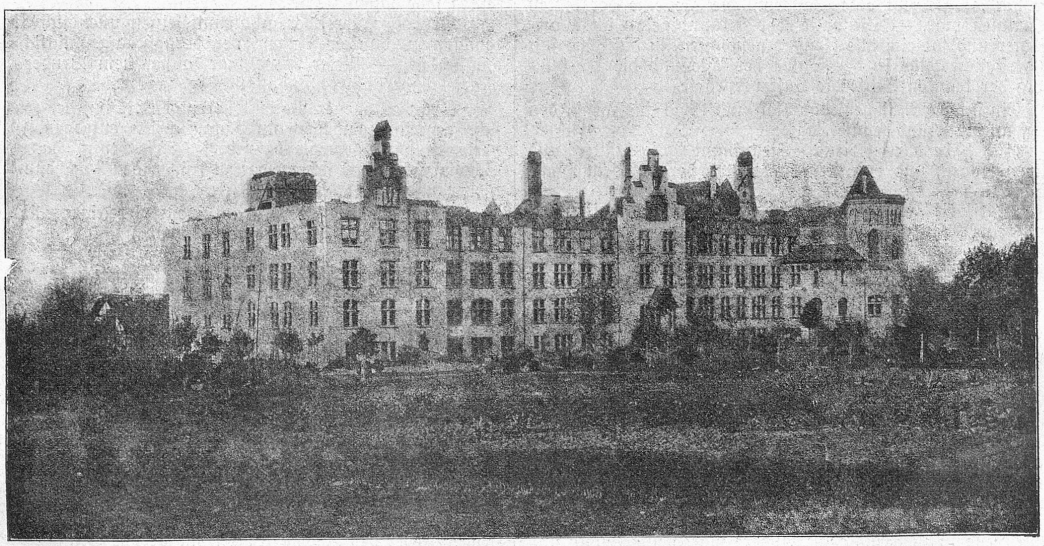
Text zu unsern Bildern vom Kriegsschauplatz.

Das oberste Bild zeigt uns die Verteilung von Lebensmitteln an die italienischen Vorposten. Die Brote, welche hier verteilt werden, sehen recht geschmackvoll aus, so daß es begreiflich ist, wenn die Empfänger hastig nach den sehnlich erwarteten Bissen greifen, um ihren Hunger zu stillen.

Das mittlere Bild stellt einen italienischen Artilleriepark dar, welcher das Interesse unserer Artilleristen aufs lebhafteste wachrufen wird.

Das untere Bild zeigt uns eine Luftschiffer-Kompagnie in Tripolis, einen mächtigen Aeroplan, welcher von einer Rekognoszierungsfahrt zurückkehrt. Die Luftschiffer-Abteilung hat eine schwierige Aufgabe, aber eine lohnende. Denn schon manche ihrer Beobachtungen der feindlichen, d. h. türkischen Operationen ist von den Italienern mit großem Erfolg verwertet worden.

Eine Rekognoszierung durch italienische Vorposten vom letzten Samstag stieß auf heftigen Widerstand der Araber, der erst nach hartnäckigem Kampfe gebrochen werden konnte. Die Italiener hatten vier Tote und elf Verwundete, die Araber hatten große Verluste. — Eine Beduinengruppe griff in der Nacht vom 14. auf den 15. Dezember die italienischen Verschanzungen im Süden Birka's an, doch wurden die Beduinen von den Italienern, die keine Verluste hatten, energisch zurückgeworfen.



Das Institut Sacre-Coeur (Südfassade) in Estavayer am See nach dem Brande vom 5. November. Rechts die Kapelle, wo das Feuer ausbrach. Der Dachstuhl wurde zerstört, doch die Giebelteile leisteten dem wütenden Elemente Widerstand und blieben stehen.

Wie Trudys Herzenswunsch in Erfüllung ging.

Eine Weihnachtsgeschichte von Hanna Fröhlich.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Als wir ihn im Spital besuchten, Röschen und ich, da sagte er: „Ach, Mutter, man sollte nie mit einer Maschine hantieren, wenn man mit den Gedanken anderswo ist.“

Der Doktor hat mich getröstet: „Gute Frau, glauben Sie mir, auch dieses Unglück hat noch eine gute Seite; Ihr Sohn ist seit dem riesigen Blutverlust nicht mehr so tiefsinnig und melancholisch, wer weiß, was sonst noch gekommen wäre. — Und bei seiner gesunden, starken Natur können wir das Beste hoffen.“ — Soweit erzählte mir die alte Großmutter.

Und nach Tagen und Wochen banger Sorge ward es klar, daß ihm seine beiden Augen erhalten bleiben würden, dafür war die alte Mutter am dankbarsten; dagegen war von den drei abgeschnittenen Fingern nur einer noch zu retten gewesen, und auch dieser eine würde steif bleiben; glücklicherweise betraf es ja die linke Hand. Eine mächtige, entstellende Narbe würde er zwar davon tragen, mitten auf der Stirne, doch was schadete das, wenn er nur sonst wieder ganz gesund wurde. Und eines Tages kam Trudy atemlos und strahlend zu mir herübergelaufen:

„Uebermorgen darf der Vater wieder heimkommen — sie sagen, er sei wieder ganz gesund!“ — Und geheimnisvoll fügte sie noch hinzu: „Sollst sehen, Tante Hanne — so nennen mich die Kinder längst — nun kommt die Mutter ganz sicher wieder! Haben nicht alle gesagt, Vater werde nie mehr heimkommen? Und nun ist es doch nicht wahr. O, wenn doch nur schon Weihnachten wäre — wie ich mich freue! Wie ich mich freue! Du glaubst es gar nicht.“ — Und fort huschte der kleine Sausewind. — — — —

Was war nur mit Röschen vorgegangen? Seit der Arzt die glückliche Nachricht von der bevorstehenden Heimkehr überbracht, war sie eine andere geworden. — Ich hatte das pflichttreue, aufopfernde Mädchen längst in mein Herz geschlossen, sie sorgte für die ihr anvertrauten Kinder, wie es keine Mutter besser vermocht hätte. Aeußerlich hatte sie gar nichts Bestechendes aufzuweisen, nur ihr Wuchs war tadellos und dann das Auge! Wer einmal recht in diese großen, rehbraunen Sterne hineingeschaut, der mußte sich freuen an der reinen, unverdorbenen Kinderseele, welche sie wiederspiegelten. Nur jetzt blickten sie trübe und verschleiert, diese Strne — was mochte es sein? Vielleicht daß sie von selbst kam, mir ihr Herz auszuschütten; einstweilen hieß es noch, wie Geibel sagt: O rühret, rühret nicht daran! — — —

Der Vorabend von Schmied Lorenzen's Heimkehr war ein Sonntag, und zwar ein Sonntag „hell und klar“, wie nur der Herbst sie so eigenartig schön beut. Mich zog es wieder einmal zu meinem schmählich vernachlässigten Lieblingsplätzchen hin; ich hatte ja bisher immer zu trösten gehabt bei der „Großmutter“. Daß sich meine Gedanken auch jetzt mit jener schwer heimgesuchten Familie beschäftigten, war natürlich. Würde der Lorenz nun endgültig seine Melancholie niederzukämpfen gelernt haben in all' den Wochen? Würde er künftig seinen Kleinen wieder ein Vater sein? —

Als wäre sie die Verkörperung meiner Gedanken, traf ich Röschen auf der kleinen Bank. Doch was war das? Das ruhige, zielbewußte Mädchen in Tränen zerfließend — was mochte da vorgegangen sein?

Ich legte den Arm um ihre schlanke Gestalt. „Was ist Ihnen, Röschen? Heute, will mir scheinen, hätten Sie weniger Grund zu einem schweren Herzen als damals, wo Sie mit solchem Mut an Ihre schwere Aufgabe gingen. Was ist nur heute in Sie gefahren, jetzt, wo sich über Erwarten alles zum Bessern zu wenden scheint?“

Statt jeder Antwort traf mich ein Blick, so trostlos und trübe, daß ich erschrak.

„Was ist Ihnen, Röschen? Ich will wissen, was Sie drückt; oder habe ich mir all die Zeit so wenig Vertrauen verdient?“ — — —

Sie raffte sich auf. „Sie haben recht, und ich will mir den Kummer vom Herzen herunterwälzen, vielleicht wird mir doch leichter, wenn ich Ihnen alles gesagt habe. Ich bin, wie sie wissen, durch die Güte der alten Großmutter in die Familie aufgenommen worden als eine Waise, die wahrlich nicht viel Gutes vom Leben zu erwarten hatte. Was ich bin und habe, danke ich ihrer Liebe und Güte, und was ist selbstverständlicher, als daß ich suche, eine Dankesschuld abzutragen, wo und wie ich kann! Dazu waren diese letzten trüben Wochen allerdings wie geschaffen. Aber wenn nun morgen der Lorenz heimkommt, dann wird alles anders. Um bei ihm die Stelle der Hausfrau zu vertreten, dazu bin ich noch zu jung — und er auch. Und doch sagt mir mein Herz, wie bitter mich die Kinder entbehren werden, wenn ich gehe. Wie bald aber werden sich Stimmen erheben, werden anfangen zu munkeln — bald ist mein guter Ruf befleckt — und ich habe doch nichts als meine Ehre! Gehe ich aber, um mir diese zu wahren, dann wird mir mein Herz stetsfort Vorwürfe machen, ich sei das undankbarste Geschöpf unter der Sonne. — Ich flehe Sie an, raten Sie mir, was ich tun soll! Ich finde den rechten Weg nicht allein!“

Wäre das liebe Geschöpf da vor mir nicht gar so treuherzig gewesen, ich hätte lachen müssen über diese engherzigen Skrupeln. Weshalb da zaudern, wenn der Weg so klar vorgezeichnet ist wie hier?! Allerdings ein Weg der Pflicht — aber ihr bisheriges Verhalten bekundete vollauf, daß sie davor nicht zurückschreckte. Doch ein leuchtender Blitz hatte auch mir gleichzeitig das Dunkel meiner Gedanken erhellt. Hier lag ein Ausweg aus allen Wirren — es mußte nur schlau eingefädelt werden. — Nicht umsonst geht von uns Evastöchtern die Sage, ein Quintchen einer Heiratsstifterin stecke in jeder. Sollte ich allein meine Stammutter schnöde verleugnen? — — —

Dies waren meine Gedanken. Laut aber sagte ich: „Die Antwort auf Ihre Frage, liebes Kind, ist nicht schwer zu geben. Handeln Sie so, wie es Ihnen Ihr Herz eingibt, dann tun Sie sicher das Richtige. Ich halte es immer so und nur in den seltensten Fällen hatte ich es zu bereuen. Böse Zungen gibt es überall. Die Rücksicht auf diese darf unser Tun niemals leiten, die innere Stimme allein ist maßgebend, — sie macht sich auch laut genug bemerkbar; handelt man danach, allerdings nicht impulsiv, sondern nach reiflicher Ueberlegung, dann wird es auch stets das Richtige sein.“

Die ersten Tage seines Hierseins hatte ich verstreichen lassen, dann zog es mich mächtig, mich durch Augenschein zu überzeugen, wie Schmid Lorenz sich in seine Lage gefunden habe. Vielleicht war auch ein wenig Neugierde dabei; jedenfalls überwog aber herzlichste Teilnahme alle andern Gefühle. Es war merkwürdig, wie der starke Blutverlust alle Melancholie vertrieben hatte; ernst und gefaßt ertrug er den Verlust seiner Finger — wahrlich keine Kleinigkeit — bedeutete es doch für ihn Aufgabe des Berufes. Die Narbe betreffend, waren alle Befürchtungen verfrüht gewesen, nicht nur, daß sie nicht entstellte, sie gab ihm etwas Markiges, männlicher sah er aus als vorher.

Auch Röschen schien sich selbst wieder gefunden zu haben. Der Sturm war offenbar vorüber, ruhig und sicher wie vordem, lag sie ihren Pflichten ob.

Großmutter bat so rührend herzlich als ich ging, ich solle doch öfter kommen, ihrem Lorenz sei ein wenig Zerstreuung so nötig, daß ich in der Folge die meisten Abende dort zubrachte, besonders da der trauliche Lampenschein wieder seine Saison eröffnet hatte. Jetzt, da Schmid Lorenz nicht mehr nur allein seinem Schmerz zu leben schien, sah man erst, welch' offenen Sinn er besaß; er war weit über seinen Stand belesen und die Unterhaltung drehte sich daher keineswegs im engen Rahmen.

Nie hätte ich für möglich gehalten, daß der Mann mir so sympathisch werden könnte, wozu allerdings die Wahrnehmung nicht wenig beitrug, daß er nach und nach Vertrauen zu mir faßte. Manche kleinen Anzeichen wiesen darauf hin, so daß ich nicht erstaunt war, als er eines Abends im November mich um Rat ersuchte in einer wichtigen Angelegenheit.

„Kommen Sie nur mit, Meister Lorenz, drüben bei mir stört uns niemand“ — und gleichsam als Echo auf meinen Gutenachtwunsch erklang aus dem Schlafzimmer Trudys liebes Stimmchen:

„Gute Nacht, Tante Hanna — bald, bald ist Weihnachten!“ — — —

Bei mir zu Hause angelangt, machte Schmid Lorenz nicht erst lange Einleitungen; er ging schnurstraks auf sein Anliegen los.

„Sie sind uns in den schwersten Zeiten mehr als nur „freund-nachbarlich“ beigestanden; dies gibt mir den Mut, Ihnen eine recht schwierige Frage vorzulegen, wo weibliches

Taktgefühl noch am ersten einen Ausweg zu finden vermag. Ich habe vor drei Tagen die Schmiede mit allem drum und dran ganz ordentlich verkaufen können, und dies Bewußtsein hilft mir, um der Kinder willen, besser über den Schmerz hinweg, die geliebten Räume verlassen zu müssen, wo ich die glücklichste, aber auch die schwerste Zeit meines Daseins verlebte — besser, als ich es je für möglich gehalten. Gleichzeitig bietet sich mir eine Gelegenheit, ein nettes, kleines Häuschen zu erwerben. Mit beiden Händen würde ich zugreifen, wenn nur so viel Platz vorhanden wäre, daß meine alte Mutter zu uns ziehen könnte. Doch das geht unmöglich, und sie ist genötigt, wieder ihr altes Logis zu beziehen. Nun komme ich jedoch dem Kernpunkt meiner Frage näher. — Wie Sie wissen, gehe ich jeden Abend mein Bier trinken in der „Sonne". Hauptsächlich geschieht es der Zeitungen wegen, man muß auch in unserem stillen Winkel ein wenig auf dem Laufenden bleiben. Heute abend nun hat mich ein ehemaliger Schulkamerad angesprochen — es sollte wohl ein Scherz sein — aber bitter weh getan hat es doch! — — —

„Nun, Lorenz, wie man sagen hört, stehst du im Begriff, dir dein Leben recht gemütlich einzurichten — es mag freilich wohl nicht so übel sein, solch nettes, junges Blut um sich zu haben, statt einem alten „Hausdrachen", wie für gewöhnlich die Haushälterinnen sind; ja, ja, man muß es nur verstehen!" Sie denken nun wohl, mich als Mann brauche solch elendes Geschwätz nicht zu berühren. Es würde auch tatsächlich an mir abgleiten, aber um Röschen ist mir's ganz allein; sie verdient es wahrlich nicht, daß auch nur ein schiefes Wort über sie gesprochen werde — noch dazu um meinetwillen."

„Nein, Meister Lorenz, weit gefehlt — das habe ich nicht gedacht. Aber Vertrauen gegen Vertrauen — ich hoffe, rückhaltlos offen sein zu dürfen, auch wenn Ihnen vielleicht das, was ich sagen werde, zum mindesten rücksichtslos vernünftig klingt: Ihre Mutter hat mir erzählt, wie glücklich Sie mit Ihrer Frau gelebt haben und daß viel Zeit darüber hingehen muß, ehe jene tiefe Wunde vernarbt. Und trotzdem ist es meine feste Ueberzeugung, Sie müssen wieder heiraten und eine bessere Frau als Röschen können Sie gar nicht finden." — — —

Er hatte anfänglich schmerzversunken mir zugehört, nun fuhr er auf wie von einer Natter gestochen: „Und das raten Sie mir?! — Sie, die ich bisher als eine Frau von Herz und Gemüt hochgehalten?!"

„Ja, lieber Meister, das rate ich Ihnen, weil ich es herzlich gut meine mit Ihnen und Ihren Kindern. Ich will zu meiner Rechtfertigung in kurzen Zügen das Bild entrollen, wie es sonst wohl kommen dürfte. Zuerst werden Sie Röschen verlieren — und zwar unwiederbringlich verlieren. Es sollen ihr nur ab und zu hämische Bemerkungen zu Gehör kommen, so ähnliche, wie Sie selbst heute abend gehört. — Bitter wird sie sich alsdann sagen, er hätte mich schützen können, aber er hat nicht gewollt, und damit würde Sie Ihnen nicht Unrecht tun. Nachher wird irgend eine Fremde gesucht, um den Haushalt zu führen, und so lange die alte Großmutter noch lebt, um ab und zu nachzusehen, mag auch das noch leidlich gehen; wer jedoch unbedingt den Kürzern ziehen wird, das sind die armen Kinder. Wie aber erst dann, wenn die alte Frau nicht mehr ist? Und daß bei ihrem Herzleiden nicht mehr allzu fest auf sie gerechnet werden darf, das wissen Sie selbst recht gut. Was würde also das Ende vom Liede sein? Daß Sie schließlich, der Zankerei und des ungemütlichen Wechsels müde, irgend eine heiraten, eine Fremde — und Sie wären der erste Vater nicht, welcher nachher zu spät einsieht, daß er sich hat blenden lassen und daß er seinen armen Kindern alles eher, nur keine „Mutter" verschaffte. — Deshalb gab ich Ihnen vorhin den Rat, heiraten Sie Röschen, und alles wird noch so gut, als es für Sie überhaupt noch werden kann."

Er hatte während meiner langen Rede düster vor sich hingebrütet, nun hob er den Kopf und streckte mir seine Hand hin: „Und Sie haben doch recht — und ich danke Ihnen! — Können Sie mir die häßlichen Worte von vorhin verzeihen?"

„Aber trotzdem kann es nicht sein. Wir verhandeln hier zusammen über Röschens Kopf weg, als hätte sie damit nichts zu tun als „Ja" zu sagen. Vor ihr liegt noch ein volles Leben, nicht einmal den Lenz ihres Daseins hat sie ausgekostet und soll nun in ein solches Joch gespannt werden. — Nein, ich wenigstens vermöchte es an Röschens Stelle nicht, für mein volles, unentweihtes Herz nur die Ruinen eines andern einzutauschen." Ein schwerer Seufzer hob dabei seine breite Brust. — „Haben Sie ferner denn ganz vergessen, daß ich ein Krüppel bin? Und auch was das äußere Leben betrifft, vermag ich einer Frau künftig lange nicht mehr das zu bieten, wie damals, als ich noch der „Schmied" Lorenz war."

„Ihre Bedenken machen Ihnen nur Ehre, lieber Meister, wenn ich aber Röschens nicht sicher wäre, würde ich überhaupt nicht gesprochen haben. Ich konnte während all' den Wochen, da Sie im Spital lagen, manchen Einblick tun in dieses goldlautere Gemüt. Röschen gehört zu jenen seltenen Wesen, welche ihr ganzes einzusetzen vermögen für eine hohe Lebensaufgabe. Und obgleich noch keine Liebe erwacht ist, sie ist Ihnen trotzdem herzlich gut; denn sie hat Ihre Kinder so innig ins Herz geschlossen, daß unmöglich der Vater gänzlich leer dabei ausgehen kann. Für Ihren jetzigen Gemütszustand ist es auch viel besser so, als wenn Sie ein Weib heimführen, das nach Liebe verlangt und sich dann tief unglücklich fühlt, wenn Sie keine geben können."

(Schluß folgt.)

Zu unsern Bildern.

Der Sonderbundsveteran Andreas Meier, wohnhaft im Bruderhof in Buchs (Kanton Zürich), wurde am 26. November 1825 geboren. Er machte den Sonderbundsfeldzug als Stellvertreter für seinen verheirateten Bruder mit. — Der wackere Veteran ist noch bei guter Gesundheit.

Bischof Andre Bovet von Freiburg ist am 25. November zum Bischof von Lausanne und Genf, mit Sitz in Freiburg, ernannt worden. Er wurde 1865 in Autigny im freiburgischen Saanebezirk geboren, studierte in Freiburg und Innsbruck. Im Jahre 1894 wurde Dr. Bovet Vikar in Neuenburg, nachher Professor am Kollegium St. Michel in Freiburg und später Direktor am Seminar. — Lange Zeit war Bischof Bovet schweizerischer Feldprediger.

Der Brand des Instituts Sacre-Coeur in Estavayer ist am 5. November, 3 Uhr nachmittags ausgebrochen. Dieses Institut beherbergte zurzeit 147 Zöglinge (es faßt 200), 52 Schwestern und Novizen und 28 Angestellte. Es gehört zum Institut der Theodosianerinnen zum heiligen Kreuz in Ingenbohl bei Brunnen, welche Kongregation im Jahre 1852 gegründet wurde und welche Jugenderziehung, Kranken- und Waisenfürsorge bezweckt. Erbaut wurde es nach den Plänen des Benediktinerpaters Viktor Stürmeli von Einsiedeln durch das Haus Anselmeier, Müller u. Cie. in Bern und Freiburg. Die Einweihung fand am 6. Oktober 1905 statt. Das Haus ist 80 Meter lang, 30 Meter breit und 20 Meter hoch. Bis zum zweiten Stock haben die Böden Metallbalken, der letzte unglücklicherweise Holzbalken. — Die Wasserversorgung des Instituts war dem großen Brande nicht gewachsen, ebensowenig die Hülfe der kleinen Stadt Estavayer; von Neuenburg eilte die Feuerwehr zur Hülfe herbei. — Im Augenblick, als das Feuer bemerkt wurde, waren die Zöglinge auf einem Spaziergang begriffen, so daß keinerlei Panik entstand.

Extrakt für Fleischsuppen für den Winter.

Man hört vielfach die Klage von den Hausfrauen, daß so bald schon keine Sellerie mehr erhältlich sei, denn sie überdauert tatsächlich nicht den ganzen Winter. Diesem Uebelstand kann man mit kleiner Mühe abhelfen. Wenn Sellerie und Lauch so recht ins Kraut schießen und während man noch Erbsenschoten hat, wird davon ungefähr zu gleichen Teilen (etwas weniger Sellerieblätter) grob zerhackt, mit genügend kaltem Wasser in einer gelben Pfanne zum Feuer gesetzt. Anfänglich darf lebhaftes Feuer sein, sobald die Masse anfängt weich zu werden, nur noch kleines Feuer, denn sie brennt leicht an und büßt dann den Wohlgeschmack ein. Sobald die Masse so weich geworden, daß man sie durch ein Sieb treiben kann, wird das Mark (dickflüssig) in Flaschen gefüllt und gut verkorkt im Keller aufgehoben. Ein Guß davon und noch einige Minuten mit der Fleischbrühe zusammen gekocht, würzt diese sehr angenehm, kann auch zu winterlichen Gemüsesuppen (ohne Fleisch) beigefügt werden. Der Extrakt ist im Verbrauch sehr sparsam und jedenfalls stellt er sich bedeutend billiger, als wenn man das Suppengrün jedesmal kaufen muß.

H. D.

Für unsere Frauen

Strickarbeiten.

2894. **Joppe für Herren. Strickarbeit im Streifenmuster.**
Geeignet für Wagen-, Bahnfahrten, die Jagd u. dgl. m. Schnitt mit Beschreibung **nur** von der Redaktion der „Praktischen Berlinerin", Berlin S. W. 68, à 60 Cts. in Marken erhältlich.

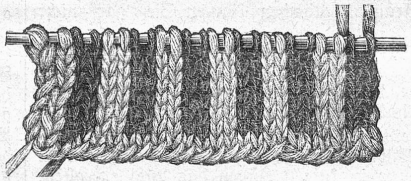
2893. **Weste mit Ärmeln. Strickarbeit im Streifenmuster**
Hierzu die Arbeitsprobe Abb. 2893a. Schnitt mit Beschreibung **nur** von der Redaktion der „Praktischen Berlinerin", Berlin S. W. 68, à 60 Cts. in Marken erhältlich.

Puppenmädchen im Schulkleid und Ratinémantel.

Puppenmädchen im Schulkleid und Ratinemantel. Die Puppe trägt über einer Hemdhose einen Leibchenunterrock, den Klöppelspitze und Banddurchzug ziert. Das Kleid aus lila Wollbatist hat ein kurzes, in Kimonoform geschnittenes Leibchen, dem sich der eingereihte Rock anfügt. — Schwarzes Samt- und buntes Seidenband umziehen den Rock, Band und Spitze den Halsrand. Den Rockansatz deckt ein doppelter, geknüpfter Chenillefaden. — Der Mantel hat Druckknopfverschluß und einen den angeschnittenen Revers angefügten Matrosenkragen; Chenille begrenzt den Vorderrand des Mantels und daran anschließend den Kragen. Das Häubchen ist aus dem gleichen Material wie der Mantel gearbeitet.

* * *

Gestrickte Kinder - Halsboa als Weihnachtsgeschenk. Zu der sehr netten und kleidsamen Hausboa braucht man eine große Lage Gobelin- oder besser noch Mooswolle. Am hübschesten sieht weiß oder himmelblau aus. Die Nadeln müssen mittelstark sein, damit die Maschen lose werden. Man schlägt 120 bis 150 Maschen auf und strickt ein glattes Stück von quadratischem Umfang, das auf einer Seite lauter rechte, auf der Kehrseite lauter linke Maschen zeigt, also eine Nadel rechts, eine Nadel links. — Will man die Fransen später nicht einknüpfen, sondern die Fäden dazu gleich stehen lassen, so kann man am Ende der Nadel auch stets 30 cm hinter der letzten Masche den Faden durchreißen u. jede Nadel wieder von vorn rechts stricken, indem man vorn ebensoviel Wolle hängen läßt. Um das Abrutschen der zahlreichen Maschen von der doch nur kurzen Nadel zu verhindern, steckt man jedesmal an das Nadelende einen kleinen Kork. Bei der letzten Reihe wird abgemascht und zwar folgendermaßen: 3 Maschen werden auf die gewöhnliche Art abgemascht, dann läßt man 6 Maschen einfach fallen und zieht die vorhergehende Masche lang. — Dann wieder 3 Maschen befestigen, 6 Maschen fallen lassen. Die letzten Maschen müssen natürlich gestrickt werden. Sind die Stricknadeln herausgezogen, so trennt man die fallengelassenen Maschen vorsichtig bis zum Anschlag auf. Es entsteht nun ein durchbrochenes Stück. Die losen Fäden bauschen sich, da das Stück sich von selbst zusammenrollt, und das ganze gewinnt nun ein anmutiges Aussehen. Um das Bauschen noch zu verstärken und die Boa wärmer zu machen, schlägt man einen Streifen Watte in Satin von der Farbe der Strickerei und rollt letztere herum, die Kehrseite nach außen. — Die Fadenenden verschlingt man zu einer Troddel oder zu Fransen. Die Boa wird durch ein passendes Seidenschleifchen vorn am Hals geschlossen.



2893a. **Muster zu 2893.**

Vorzügliche Wäschezeichentinte. Man bereite zwei Lösungen, die eine aus 5,3 Aqu. destill., 1,4 Natr. carbon. und 1,25 Gummi arabic., die andere aus 1,25 Liqu. Ammon. caust. und 0,7 Arg. nitr. Diese beiden Lösungen werden miteinander vermischt und das Gemisch nunmehr ganz allmählich und vorsichtig im Wasserbade derart erhitzt, daß es klar und fast schwarz erscheint. Zum Schreiben mit dieser Tinte bedient man sich einer gewöhnlichen Stahlfeder. — Auf der Wäsche zuerst bräunlich, erscheint die Tinte später tief schwarz.